

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

146 (26.6.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## „Die Riech“

Eine zeitgemäße Erinnerung an Hohenzollernstiftlichkeit  
Die unerhörte Intrigue, die den Sturz des preussischen Ministers des Innern, Grafen v. Helldorf herbeiführte, ruft die Erinnerung an die Tugendtaten des Hohenzollernhauses wach. Die Lunden, die einem Menschen vorwerfen, daß er eine Geliebte hat, mögen wieder einmal hören, wie es leidenschaftliche preussische Monarchen getrieben haben.

### Friedrich Wilhelm II., der Haremsherr

Die Hohenzollernhäuser brauchen nur wenige Generationen zurückzugehen, um auf Herrn Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu stoßen. Wer die Geschichte dieses Herrn liest, wird nicht von der Reinlichkeit und Zucht finden, die die Adler Grafen v. Helldorf dem deutschen Volk empfahlen, sondern ganz im Gegenteil die Lebensführung eines demagogischen Haremsherrn. Dieser Fürst, der in elfjähriger Regierung einen großen Teil des ihm von seinem Onkel Friedrich dem Großen überkommenen Erbes verlor und verließ, lebte mit einer Frau, die den Namen des Hofes trug, das kaum drei- und vierzigjährige dem jungen Prinzen in die Hände geraten war. Es war eine Frau, die den trüben, wissenschaftlichen Könige in allen persönlichen und politischen Angelegenheiten ganz nach Willkür lenkte und mit einem Kammerdiener und ein paar Ministerkreaturen ganz Preußen beherrschte. Sogar Gattinnen der Herr Könige auch bekam, keine vermochte die Zuzulaufene zu verdrängen. Es war die Tochter eines Majors und man wußte nicht einmal ihren genauen Namen. Der König gab sie als Frau seines Kammerdieners Riech aus, nur um sie ständig um sich haben zu können.

### Die Ehen des Königs

Die Geschichte der Ehen Friedrich Wilhelms ist eine Kette schmerzlicher Trauerschicksale. Schon die erste Frau des Königs konnte sich neben der Riech nicht behaupten. Friedrich Wilhelm schickte die arme ganz einfach in die Verbannung eines Klosters. Dann kam die zweite Ehe. Diesmal mußte sich die unglückliche Frau zu einer Gebärmutterentzündung lassen. Sie bekam mehr als ein halbes Dutzend Kinder, was den tüchtigen König nicht abriet, auch mit der Riech etliche Nachkommen in die Welt zu setzen. Die Königin wußte sich gegen ihr Los. Sie lebte in dem Wahn, die eigentliche Herrin des Hofes nicht sein zu können, wenn sie dem König eine andere Geliebte zuführte. Und so verurteilte sie ihre Hofdame, ein Fräulein v. Köhler, an dem Gatten. Aber das Fräulein war nicht so leicht zu haben. „Nur mit dem Trauring am Finger“, Hohenzollernstiftlichkeit wußte auch dafür. Kai. Friedrich Wilhelm heiratete das Fräulein wirklich, obwohl er ja schon verheiratet war. Aber was hat so ein bißchen Bigamie schon zu belagen. Wenn es sich um die Befriedigung der Lust eines Königs handelt! Haben die Untertanen gemurrt? Haben sie sich gegen diese Verheiratung des Königs erhoben? Nein, die braven Preußen, deren Pflichten heute so moralisch tun, haben schon brav gelächelt.

### Und noch einmal Bigamie

Die Nebenfrau erhielt den Namen einer Gräfin Inaen. Sie im. Und das erste und einzige, was sie für den König zu tun hatte, war ebenfalls das Kinderbetten. Jedoch schon nach der Geburt des ersten Kindes starb die Frau an Kindbettfieber. Also begann man abermals nach einer „Nebenfrau“ zu suchen und fand sie in einer anderen Hofdame der Königin, einer Gräfin Dönhofs. Die Gräfin Dönhofs schon nach zwei Jahren im Alter von 23 Jahren ebenfalls für immer hinter Klostermauern. . . Frau Riech aber beherrschte erst recht das Feld, wurde zur Gräfin Liechtenau ernannt und hatte bis zum Tode des Bigamistenkönigs die Staatsgeschäfte seiner verlorrenen Regierung.

### Das Ende der Riech

Die Riech dem König endlich die Augen zugeknipft hatte, waren die Schicksale der Kaiserstochter noch nicht zu Ende. Vom Kaiser Friedrich Wilhelm wurde sie zunächst gefangen gesetzt und blieb zwei Jahre lang eingesperrt. Dann kam sie wieder frei und erhielt sogar einen Teil der ihr vom Kaiser verordneten geringsten Beihilfen zurück. Daraufhin heiratete die Kaiserstochter einen kaum moonjahrlingen Leutnantspater und Schauspielers, der später Direktor des Wiener Burgtheaters wurde. Die unglückliche Ehe blieb nicht lange bestehen. Der junge Mann entsagte sich den Ehelichensausbrüchen der alternden Frau durch schleunige Flucht. Noch erlebte Frau Riech den Tod der zweiten

Gattin Friedrich Wilhelms. Sie selbst aber wurde überlebt von den zwei durch ihre Schuld in die Verbannung geschickten Frauen, von der Gräfin Dönhofs, die fünfzig Jahre lang in ihrem verborgenen Exil weitervegetierte, und von der ersten Frau des Königs, die gar erst nach mehr als siebenjähriger Verbannung aus ihrem leidvollen Leben erlöst wurde. . . (Wiener Arbeiterzeitung.)

## Sonderbarkeiten in Recht und Rechtsprechung

Vor einem Arbeitsgericht wurde folgender Fall verhandelt: Ein Kellner hatte seinem Kollegen einen bezahlten Faustschlag versetzt, daß ein wachsender Zahn herausgeschlagen war. Daraufhin hatte der Arbeiter den schlagenden Kellner fristlos entlassen. Er war hierzu nicht berechtigt, weil Mißhandlung nach der Gewerbeordnung kein Grund zur fristlosen Entlassung ist. Zur fristlosen Entlassung berechtigt u. a. die Sachbeschädigung. Hatte der Kellner seinem Kollegen einen künstlichen Zahn eingeschlagen, wozu na-

turgemäß schon ein viel weniger heftiger Schlag — unter Umständen schon eine Ohrfeige — genügt, dann hätte Sachbeschädigung vorliegen und das Vorgehen des Arbeitnehmers wäre berechtigt gewesen.

Wenn einmal die Luft anwandeln sollte, sich Holz aus dem Walde rechtswidrig anzueignen, der nehme seinen gefällten Baum, sondern mache sich die Mühe, erst einen Baum zu fällen und diesen an sich zu nehmen. Im ersten Falle wird er wegen gemeinen Diebstahls viel schwerer bestraft, als wegen Forstdiebstahls, der im letzten Falle vorliegt. Wenn z. B. ein Dieb einen Baum gefällt hat, beim Fortbringen aber — vom Förster überrast — entflieht und nun ein zweiter Dieb denselben gefällten Stamm an sich nimmt, dann liegen ganz verschiedene Vergehen vor, abgesehen davon, daß der zweite Dieb denselben Stamm abgehauen hätte.

Wer einmal im Wirtshaus sitzt und keine Streichhölzer mehr in der Schachtel hat, der darf aus dem Rauchgeschirr des Wirts ein paar Streichhölzer in seine leere Schachtel tun. Er stiehlt sie aber genau. Bis zu sechs ist nämlich harmlos, vom zehnten an liegt Diebstahl vor. Höchstensmäßig entschuldigend.

## Das Land ohne Eisenbahnen

Zur isländischen Jahrtausendfeier am 26. Juni

Für viele ist Island, die ferne, weltabgelehnte Insel im Nordmeer, auch heute noch nur ein schattenhafter, geographischer Begriff. Nur ein kleiner Kreis von Sprachforschern und Naturwissenschaftlern kennt das Land genauer, nur eine beschränkte Anzahl von Reisenden und Weltwanderern hat es besucht. Wer aber jemals dort gemalt hat, dem sind die Eindrücke, die er hier geminnen durfte, unvergesslich. Denn keine andere Landschaft der Erde, keine andere Kultur, kein anderer Menschenschlag läßt sich mit der geheimnisvollen Insel, die politisch zwar noch zu Europa gehört, geographisch aber nichts oder nur wenig damit zu tun hat, vergleichen.

In diesem Jahre feiert Island das tausendjährige Bestehen des Althing, des isländischen Reichstags. Vor mehr als einem Jahrtausend landeten hier die ersten Ansiedler der Insel, norwegische Kleinbauern, trostige Bauern, die sich der Gewalt eines Alleinherrschers nicht beugen wollten und deshalb die Heimat verließen. Auf der Insel der Wälder und Gletscher, der Vulkanen und der heißen Quellen fanden sie ihre neue Wohnstätte. Aber an den einamen, endlosen Winterabenden erzählen sie sich Mäthen und Sagen des Mutterlandes und mischten daran realistisch gestaltete, knappe Erzählungen der unmittelbaren Gegenwart, die immer mehr ausspannen wurden. Eine Prosaliteratur entstand, wie sie nirgends auf so armen Boden zu finden ist. Und wer jemals einen Blick in diese Romane geworfen, wer die Sage von Grettir, dem Götterkämpfer oder von Niall, dem Weisen, gelesen hat, der wird die „gute alte Zeit“ der Vergangenheit nicht als das erkennen, was sie in Wirklichkeit gewesen ist, vor allem in dieser herben, kampferfüllten, kriegerischen Umwelt: Ein hartes mittelalterliches Leben, in dem Todschlag, Mordbrand und Blutrache zu den Alltagspflichten gehörten.

Am Fuße des Gebirgszuges Esja liegt Reykjavik, die isländische Hauptstadt mit ihren unregelmäßigen Straßen, ihrer unruhigen Architektur, ihren Denkmälern, die in ihrer Gesamtheit die Entwicklung des Landes von den primitivsten Verhältnissen bis in unsere Zeit moderner Technik und Zivilisation kennzeichnen. Aber bald drängt es den Europäer hinaus aus diesem geistigen Zentrum Neu-Islands. Die bequeme Landstraße nach dem Thingavellir, dem Felde, wo der Reichstag abgehalten wurde, bietet willkommene Gelegenheit, den etwa hundertjährigen Marsch dorthin zu unternehmen. Er vermittelt den ersten tieferen Eindruck von der geheimnisvollen Insel, von der unendlichen Schwermut und Einsamkeit isländischer Landschaft. Nur die charakteristischen Klappen erloschener Vulkanen in der Ferne bringen etwas Abwechslung in die trostlose Eintönigkeit, über der sich ein grauer, regnerischer Abend hoch oben hebt, auf dem Gletscherfelsen, dem einstigen Platz des Götterabers und der geliebten Versammlung, der gewinnend Eindrücke, die alles andere als herb und eintönig sind. Dunkle Lavaabfälle umgrenzen die weite Hochebene, und ihre schwärzlichen Farbtonen bilden einen reizvollen Gegensatz zu den grünen Wiesen, den fröhlichen, lichtblauen Wasserläufen, den Thingavallvallen und den selten, sich verflüchtigen Dampfzügen, die dem stillen Gestein entweichen. Hier also trat das Althing, der erste europäische Reichstag, alljährlich im Hochsommer zusammen. Hier wurde Gesetz und Recht gesprochen, hier wurden Streit-

igkeiten geschlichtet, Fragen der Verwaltung der Wirtschaft, der Gerechtigkeit besprochen. Von hier aus regierte sich ein freies Volk, und hier strömte die Quelle des Selbstbewußtseins und der geistigen Kraft, die den Treikraft, die Republik, nährte, die hier lange vor den Republikanern Europas gegründet worden war. Heute besitzt Island in Reykjavik ein eigenes Althinggebäude, aber der etwas kalte Bauschick hat die alte Insel nie so vertraut gemacht, wie die geistige Stätte unter freiem Himmel, abseits von Straßenlärm und moderner Zivilisation. Und so wird die Jahrtausendfeier nicht im Parlamentsgebäude stattfinden, sondern im Angesicht der Gletscher und der heißen Quellen, der Lavahöhen und der Vulkanen.

Bis vor wenigen Jahren besaß dieses geheimnisvolle, rätselhafte Land keine Verkehrsstraßen und keine Verkehrsmittel europäischen Stils. Erst im Laufe der allerjüngsten Zeit hat man einige Poststraßen gebaut. Aber auch sie erschließen dem Fremden nur ein kleines Stück des Landes. Das Innere Neu-Islands liegt auch heute noch unberührt und einsam, wie vor Jahrtausenden. Der Wanderer, der Forscher, der Isländer selbst, der von einem der weitab voneinander liegenden Höfe das Land durchqueren will, benutzt immer noch das abgehärtete, genügsame Reittier, das zuverlässige Island-Pony. Zwar bietet sich in Reykjavik überall die Möglichkeit, ein Auto zu bekommen und bequem zu einigen interessanten Stätten, wie Thingavellir, Hainarjörtur oder nach Hofsloidi, in das Gebiet der berühmten Niallsaga zu gelangen. Aber über Gletscher und Lavafelder, über Geröll und Gesteinstrümmer führt kein Weg. Hier hat das Reich des Kraftmagens ein Ende.

Vor einem Vierteljahrhundert war Island auch das Land ohne Brücken, und die Ströme, die eiskalten, reichenden Flüsse und Gletscherbäche mußten durchwaded und durchschwommen werden. Heute ist das anders geworden, obwohl es immer noch genug Flüsse im Inneren Islands gibt, über die kein Fähr führt. Bis zum heutigen Tage aber ist die ferne Insel das Land ohne Eisenbahnen geblieben. Nirgends erblickt der Fremde das laugene Dampflokomotiv oder die elektrische Lokomotive Europas, nirgends gibt es Bahnhöfe und Gasse, Straßenbahnen oder Autobusse. Zwar besteht seit fast zwei Jahrzehnten der Plan, eine isländische Eisenbahn zu bauen, aber auch auf dem Eiland der heißen Quellen und des ewigen Eises gelten die Vorschriften der Millionenstädte Europas maßgebend. Die ungeheuren Kosten, die mit dem Bau eines solchen Verkehrsmittels verknüpft wären, das zudem infolge der geringen Bevölkerung des Landes und der rüden, technischen Schwierigkeiten kaum rentabel sein könnte, stellen der Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. So wird das geheimnisvolle Land des Nordens auch weiterhin das Land ohne Eisenbahnen bleiben, trotz aller Neuerungen, die hier Eingang finden, und die europäischen und amerikanischen Besucher, die in diesem Jahre vielleicht Island besonders zahlreich besuchen werden, bedürfen der Ausdauer, der Geduld und der Wärme der Freude, wenn sie die Insel wirklich kennen lernen wollen. Denn auch das Island von 1930 träumt noch einsam und weltfernen, still und geheimnisvoll wie vor einem Jahrtausend.

Dr. Eise.

## Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

Copyright by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

(Nachdruck verboten)

Lansam verfolgte er die Spur und nach vierhundert Metern schon stieß er auf die erste Felle. Der Hunger hatte seine Kräfte ausgeschöpft, daß er aussah wie ein ausgehungertes Wolf. In der ersten Morbelle hatte McTaggart einen Hinterhaken eines Schneehalen als Ader befestigt. Billo trat vorsichtig in die Falle. Er hatte bei Pierrot so manches gelernt, er wußte, was das Schneiden einer Falle bedeutete und hatte auch schon den graulichen Schmerz zwischen den häßlichen Klammern gespürt. Er wußte, daß der schlafende Fuchs, was bei einer Morbelle vor sich geht, nicht so harmlos ist. Kneese hatte es ihm beigebracht, daß man sich nicht in die Falle locken lassen sollte, bis man die Klammern nicht selbst gesehen hat. Billo stieß vor Einbruch der Dunkelheit noch zwei fünf Rollen und er nahm sich die fünf Rollen, ohne daß die Rollen gedrungen wären. Die letzte war wieder eine Morbelle, die er so lange umtreifte, bis seine Fährte im Schnee sichtbar war. Dann ging er weiter und fand in einem warmen, kumpigen Dicht ein Lager für die Nacht.

Der nächste Morgen sah den Beginn des Kampfes zwischen dem Bestand des Menschen und dem Bestand des Tieres. Der Eingriff in McTaggarts Jagdrecht war für Billo kein eigentlicher Kampf. Dieser Eingriff war Lebensfrage für ihn, er gab ihm Nahrung wie ihm auch Pierrots Gebiet lange Wochen hindurch Nahrung spendete hatte. Aber er ahnte doch so etwas, als durchdringe er in diesem Fall ein Gesetz und als habe er einen Gegner zu überwinden. Wenn es gutes Jagdgebiet gepöbel wäre, hätte er ja weiterziehen können, denn die unsichere Hand, die ihn auf keinen Wanderungen führte, zog ihn langsam aber sicher wieder zu dem alten Biberfeld, zum Grey Loon hinunter. In seinem gegenwärtigen Zustand jedoch, bei dem tiefen und weichen Schnee, der an manchen Stellen so tief lag, daß Billo bis über die Ohren einlief, war McTaggarts Jagdgebiet ein Land des Ueberflusses, wie einens für Billo geschaffen. Er folgte den Spuren des Jägers und konnte in der dritten Falle ein Kaninchen töten. Als er es erschätzt hatte, waren nur noch Haare und Blutspuren auf dem

Schnee zu finden. Da Billo seit Tagen ausgehungert war, quälte ihn reißender Hunger und noch vor Einbruch der Dämmerung hatte er aus einem ganzen Dutzend Hellen McTaggarts den Ader gestohlen. Dreimal begegnete er auch Giftbroden — Wildbreit- oder Karibuffet, in dem eine Dosis Strachin verpackt war — und jedesmal witterte keine scharfe Ader die Gefahr. Mehr als einmal hatte Pierrot innerseits die erstaunliche Tatkraft festgehalten, daß Billo das Vorhandensein von Gift wittern konnte, selbst wenn es noch so kunstgerecht in dem gefrorenen Fleisch eines Stüdes Wild verpackt war, aber Fische und Wölfe trafen die Broden, vor denen Billo kein überaus fein ausgebildeter Witterungssinn als einer Todesgefahr gewarnt hatte. So ließ er McTaggarts Giftbroden abgesetzt liegen. Er witterte sie schon aus weiter Entfernung und ging um Verdächtiges herum, wie seine Fährte im Schnee bewies. Wo McTaggarts Mittagsrast gehalten und abgeköstet hatte, mochte er aus Vorlicht denselben Umweg.

Am zweiten Tag verspürte Billo keinen so reißenden Hunger mehr und war so für die ihm verhasste Witterung seines Feindes viel empfänglicher. Er fraß eigentlich weniger als er zerfetzte. McTaggart konnte die Witterung seiner Hände an den Fellen nicht so gut vermeiden wie Pierre Eustach, und so und so nahm Billo McTaggarts Witterung deutlich wahr. Das erregte in kurzer Zeit in Billo eine entgegengesetzte Feindschaft und einen ständig wachsenden Haß, nachdem er vor wenigen Tagen diesen Feind zu hassen beinahe ganz vergessen hatte. Billo sah nicht 2 zu 2 um 4 zu bekommen, er ging nicht Schritt für Schritt in die Vergangenheit zurück, in sich selber zu bewellen, daß der Mann, dem das Renner gehörte, in dem er sich aufhielt, die Ursache all seines Unmutes und seiner Sorgen war. Und doch erfüllte ihn ein tiefer, fast lebensfähiger Haß. McTaggart war außer den Wölfen das einzige Wesen, das er schon immer hasste, McTaggart hatte ihn verwundet, McTaggart hatte Pierrot getötet, McTaggart hatte ihm die geliebte Kneese genommen — und McTaggart mußte hier sein, McTaggart mußte sich in diesem Teil des Waldes aufhalten! War Billo vorher ohne Ziel und ohne jeden Plan unhergefahren, so hatte er jetzt eine Aufgabe zu erfüllen. Er mußte sich an die Fellen halten, sie geben ihm Nahrung; er mußte es, um seinen Haß und seinen Rachegefühlen Luft zu machen. Er lebte ja noch!

In diesem zweiten Tag fand er in der Mitte eines gefrorenen Sees den Rababer eines Wolfes, der an einem Giftbroden verendet war. Eine halbe Stunde lang leigte Billo dieser toten Bestie so

übel zu, daß von dem Fell nur noch Fellen übrig blieben. Von dem Fleisch fraß er nicht einen Bissen. Es war ihm zuwider. Das war keine Rache am Geschlecht der Wölfe. Als er sich zehn Kilometer weit von Lac Bain entfernt hatte, mochte er wieder kehrt. In diesem Punkt führte der Weg über einen gefrorenen Fluß, an den sich am jenseitigen Ufer eine freie Ebene anstieß, über die — wenn der Wind aus dieser Richtung wehte — der Rauch und der Geruch von einer Siedlung herüberkam. In der zweiten Nacht legte sich Billo mit gefülltem Magen in ein Fährbündel und am dritten Tag zog er westwärts durch den Wald.

Am diesem Morgen brach McTaggart in aller Frühe auf, um nach seiner Beute zu sehen. Als er zehn Kilometer hinter Lac Bain den Fluß überquerte, entdeckte er zum erstenmal Billos Fährte. Er blieb stehen, um sie in plötzlich erwachtem und ungewöhnlichem Eifer näher zu untersuchen. Er kniete sich sogar auf den Boden, sog den Handhaken von der Rechten und hob ein einzelnes Härchen auf.

„Der schwarze Wolf!“  
Diese Worte sagte er mit einer seltsamen, harten Stimme und seine Augen schauten dabei unwillkürlich in die Richtung des Grey Loon. Dann prüfte er, noch viel vorsichtiger als vorher, eine der deutlichen Spuren im Schnee. Als er wieder aufstand, konnte man es ihm vom Gesicht ablesen, daß er eine sehr unangenehme Entdeckung gemacht hatte.

„Ein schwarzer Wolf!“ wiederholte er und suchte mit den Achseln. „Pah! Keine ist verrückt. Das ist ein Hund.“ Dann murmelte er vor sich hin: „Der Hund.“

McTaggart verfolgte die Fährte des Hundes weiter. Eine neue Entdeckung, die viel stärker auf ihn wirkte als die Jagd, rief ihn jetzt mit sich. Er hatte den Bestand des Menschen und so konnte er 2 und 2 zusammensetzen und 2 und 2 ergab: Billo. McTaggart zweifelte kaum daran. Zum erstenmal war ihm dieser Gedanke gekommen, als Lerne den schwarzen Wolf erwähnte. Jetzt, nach Prüfung der Fährte, war er von der Richtigkeit seiner Vermutung völlig überzeugt. Es war die Fährte eines Hundes, und der Hund war schwarz. Dann blieb er schließlich auf die erste Falle, aus der Billo den Ader gestohlen hatte.

McTaggart fluchte. Der Ader war fort, die Falle noch gepannt. Das war das, an dem der Ader gehangen, war sein äußerlich herausgezogen.

(Fortsetzung folgt.)